

Gehlens Geheimdienst

Der Mann im Zwielficht und die Männer im Dunkeln

Von Marion Gräfin Dönhoff

„Lieber nicht zur Abwehr“

Vor einigen Jahren nahm ich an einer Diskussion teil. Es war ein kleiner Kreis von Professoren, die irgendein kulturpolitisches Problem behandelten. Man war ein wenig vom Thema abgelenkt und in die aktuelle Politik geraten: totalitäre Herrschaftsformen und menschliche Verhaltensweise, Ost-West-Probleme, kalter Krieg. Schließlich ging es um ganz konkrete Sachfragen.

„Das weiß wahrscheinlich nur Gehlen“, wandte ich ein, als die Spekulationen allzu spekulativ wurden.

„Ja, weiß denn der etwas darüber?“ fragte erstaunt der anwesende Germanist und er fügte hinzu: „Denken Sie an sein Werk *Die Seele im technischen Zeitalter*!“

„Nein, ich meine nicht den Philosophen Arnold Gehlen, sondern Reinhard Gehlen.“

„Reinhard Gehlen?“ Der Professor schüttelte den Kopf; den Namen hatte er nie gehört. Heute wüßte er wohl genau, wer gemeint war. Denn seit die Spione *Felke, Clemens und Tiesel* in Karlsruhe vor Gericht standen, wird täglich über Reinhard Gehlen und seinen Bundesnachrichtendienst berichtet — über eine Organisation also, von der niemand spricht, solange alles gut geht; ja, von deren Existenz die meisten Leute überhaupt erst dann erfahren, wenn eine Panne passiert ist.

Reinhard Gehlen, der Chef des Bundesnachrichtendienstes, könnte alles andere eher sein als ein General. Weder in Gesten, Gebaren noch Diktion erinnert er an den Typ des in langer Zucht geprägten Offiziers. Er ist vollständig gelöst, hat etwas Weltmännisches an sich — nicht im Sinne agiler Gewandtheit, sondern im Sinne souveräner Gelassenheit, Unzufälligkeit und Bescheidenheit. Er macht kein Aufhebens von sich, und dieser Eigenschaft mag es auch zu danken sein, daß es dem Chef des Geheimdienstes der Bundesrepublik in dieser film- und fotofreundlichen Zeit immer wieder gelingt, den Bildreportern zu entgehen. Das Photo, das seit Jahren überall erscheint, stammt von 1944. Seither ist offenbar nur noch ein einziges gemacht worden.

Dabei kann man sich kaum jemanden vorstellen, der weniger geheimnisumwittert erschiene als dieser Mann. Obgleich er stets unter anderem Namen reist, immer wieder seine Autos und deren Nummern wechselt, nie ohne Revolver in der Tasche geht, führt er doch ein normales Leben. Er fährt mit Wohnwagen und Segelboot in die Ferien, er verschickt Glückwunschkarten zu Neujahr, und seine Privatadresse in Starnberg kann man in jedem biographischen Dienst nachschlagen.

Irgendwie *Landedeutscher* — eher ein süddeutscher als ein norddeutscher — würde man vielleicht denken, wenn man ihn in einem Hotel-foyer sitzen sähe, das eine Bein lässig auf den Stuhl gezogen, das andere darübergeschlagen; mit blonden, kurzgeschorenen Schnurrbart, grauen Schläfen und einer hohen Stirn, die in eine Glatze übergeht. Freilich könnte man ihn sich auch als Forscher in einem Labor vorstellen oder auch im weißen Kittel des Chirurgen.

Reinhard Gehlen gehört jenem Jahrgang 1902 an, den Ernst Glaesers Roman einst berühmt machte. Sein Vater war Verlagsdirektor im Ferdinand-Hirt-Verlag in Breslau. Arnold Gehlen, der Philosoph, ist übrigens sein Vetter. Reinhard Gehlen hatte, ehe er sich für die Offizierslaufbahn entschied, eine Weile geschwankt, ob er nicht ins zivile Leben gehen, vielleicht einen akademischen Beruf ergreifen sollte. Es reizte ihn, Physik zu studieren, aber schließlich entschloß er sich, Soldat zu werden.

Mag es ein Zufall gewesen sein, daß er Soldat wurde, so scheint es zunächst fast ein Irrtum des Schicksals, daß er eines Tages — er war damals schon 20 Jahre lang Offizier — zur Abwehr kommandiert wurde. „Ich hatte mich davor gedrückt, moderne Sprachen zu lernen, weil ich auf keinen Fall in den Nachrichtendienst wollte“, sagte er einmal. Und ein andermal beantwortete er die Frage, was er wohl unternommen hätte, wenn sich nicht bald nach 1945 die Gelegenheit ergeben hätte, die „Organisation Gehlen“ aufzubauen: „Ich hätte sicherlich studiert — Jura oder Medizin.“ Er fügte hinzu: „Von Medizin verstehe ich wirklich was.“ Also kein Hang zu Spionage, Agententum, Gefahr und Geheimnis bei diesem Mann, dessen täglich Brot seit wiederum zwanzig Jahren der Einsatz von Dunkelmännern und die Auswertung ihrer Berichte, ist.

„Der Geheimdienst ist ein so schmutziges Geschäft, daß nur ein Gentleman ihn führen kann“, sagte einmal ein Engländer. Gehlen ist ein Gentleman, den merkwürdig widersprüchliche Eigenschaften auszeichnen. Er muß „mit allen Wassern gewaschen“ sein — das ist bei diesem Beruf gar nicht anders denkbar; und er wirkt doch zuweilen ganz arglos, fast könnte man denken naiv. Er kümmert sich bis ins Detail und mit großer Wärme um seine Untergebenen, auch um die letzte Sekretärin, und ist dabei doch ganz unsentimental, kühl und ohne politisches Engagement. Sein Beruf ist es, aufzuklären und abzuwehren, und damit basta.

Wie Gehlen dazu kam? Wie gesagt, er war 20 Jahre lang Offizier. Zwei Jahre auf der berühmten Kavallerie-Schule in Hannover, Generalstab, Operationsabteilung bei General Manstein, Adjutant beim Chef des Generalstabs Halder, im Polenfeldzug einer der drei aktiven Offiziere bei einer Landwehrdivision — zwanzig Jahre wechselnder Ausbildung. Und dann, eines Tages im Jahre 1942, wurde die entscheidende Weiche seines Lebens gestellt: Er bekam die Leitung der Generalstabsabteilung „Fremde Heere Ost“.

Damals tobte mitten im heißen Krieg der kalte Krieg zwischen Wehrmacht und Partei, zwischen dem OKW-Amt, der Auslands-Abwehr des Admiral Canaris und Himmlers Reichssicherheitshauptamt (RSHA). Als Chef der Abteilung „Fremde Heere Ost“ mußte der damalige Oberst Gehlen die Feindlageberichte auswerten, also die Gefangenenaussagen und die Ergebnisse der Erkundungsoperationen. Deren Beschaffung oblag ihm nicht, aber im Zeichen jener Rivalität gelang es ihm, unter dem Stichwort „Frontaufklärung“ allmählich auch sie an sich zu ziehen. Und als Canaris schließlich im Mai 1944 abgesetzt und die Spitze des militärischen Geheimdienstes vom OKW in Schellenbergs Amt IV in RSHA verlegt wurde, da hatte Gehlen einen eigenen, glänzend funktionierenden Heeresnachrichtendienst bereits fertig aufgebaut; er war mittlerweile zum Abwehrchef des östlichen Kriegsschauplatzes geworden.

Hitler tobt ...

Von seinen Lagebeurteilungen hieß es, sie seien von so hoher Qualität und Zuverlässigkeit gewesen, wie man ähnliches bis dahin im Zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite nicht gekannt hatte. Sehr zum Zorn Hitlers haben Gehlens Berichte immer vor der Stärke der russischen Armeen gewarnt. Der letzte Generalstabschef des Heeres, Heinz Guderian, schildert in seinen „Erinnerungen eines Soldaten“, wie Hitler über einen solchen Lagebericht am Heiligen Abend 1944 in Ziegenberg, Hessen, in Tobsucht geriet:

„Mein Vortrag schilderte die feindliche Gliederungs- und Stärkeverhältnisse ... Die Arbeit meiner Abteilung *Fremde Heere Ost* war mustergültig und absolut zuverlässig. Ich kannte ihren Chef, den General Gehlen, lange genug, um ihn und seine Mitarbeiter, seine Methoden und Ergebnisse beurteilen zu können. Die Voraussagen Gehlens haben sich bewahrheitet. Das ist eine geschichtliche Tatsache. Hitler sah die Dinge anders. Er erklärte die Angaben der Abteilung *Fremde Heere Ost* für Bluff ... Das ist der größte Bluff seit Dschingis Khan“, rief er aus. Wer hat diesen Blödsinn ausgegraben?“

Zu jener Zeit hatte Gehlen präzises Gehirn, einem unbestechlichen Elektronenrechner gleich, längst die Zukunft „programmiert“: Deutschlands Zusammenbruch steht vor der Tür; die Kenntnisse des amerikanischen Geheimdienstes über die Sowjetunion sind höchst lückenhaft; in spätestens zwei Jahren wird die amerikanisch-sowjetische Kriegsalianz zerbrechen — und dann werden die Archive und Karteien, die „Fremde Heere Ost“ zusammengetragen hat, von größter Wichtigkeit sein. Gehlen ließ alles Material vervielfältigen, auslagern und im Alpen-Reduit verstecken.

Früher als er gedacht hatte interessierten sich die Amerikaner für seine verborgenen Schätze. Der US-General Sibert holte ihn im Sommer



Hinter dieser Mauer in München-Pullach residiert Gehlens Bundesnachrichtendienst, Zielscheibe der östlichen Spionage

1945 aus dem Gefangenenlager, und es kam eine Art *Gentlemen's Agreement* zustande. Gehlen wurde die Aufgabe übertragen, für die Amerikaner eine rein deutsche, zivile Organisation mit militärischen und wirtschaftlichen Spezialisten aufzubauen. Das war die sogenannte *Organisation Gehlen*, die dann 1955 von den Amerikanern an die Bundesrepublik abgegeben und als *Bundesnachrichtendienst* (BND) der direkten Aufsicht des Bundeskanzleramtes unterstellt wurde.

Die Aufgabe des Bundesnachrichtendienstes ist in seinen Statuten so definiert: „Beschaffung von Informationen militärischen, wirtschaftlichen und rüstungstechnischen sowie politischen Inhalts mit nachrichtendienstlichen Mitteln aus dem Ausland.“ Diese Aufgabe entledigt sich der BND mit beträchtlichem Geschick. Es heißt, er sei der erfolgreichste Spionageapparat der NATO

Die Zeit

30

Freitag den 26.

July 1963

DECLASSIFIED AND RELEASED BY
CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY
SOURCES METHODS EXEMPTION 3B2B
NAZI WAR CRIMES DISCLOSURE ACT
DATE 2001 2005

• Da fragt sich manch einer: Wäre es nicht viel billiger, beide Seiten unterließe dieses kostspielige Geschäft? Und ist nicht der Schaden, den die Dunkelmänner anrichten, viel größer als ihr Nutzen? Erleichtert man nicht den feindlichen Spionen ihr Geschäft, wenn man selber Spionage betreibt und ihnen, die sich ihr Material sonst mühselig überall zusammensuchen müßten, ein wohlsortiertes Archiv und fertige Auswertung bietet, die sie dann dem Gegner verkaufen?

Leider ist es so einfach nicht. Stellen wir wirklich das kostspielige und gefährliche Geschäft einseitig ein, dann könnten die Sowjets ganz ungehemmt ihrer Spionen-Leidenenschaft fröhnen. Man braucht sich nur an die großen Fälle der sowjetischen Agententätigkeit zu erinnern, die in der letzten Zeit aufgedeckt worden sind. Da war der Schwede *Wennerström*, der fünfzehn Jahre lang Geheimmaterial der NATO und die Verteidigungspläne Schwedens an Moskau geliefert hat. Da war *George Blake* vom englischen *Secret Service*, den die Sowjets „umgedreht“ hatten und der ihnen drei britische Spionagenetze verriet — eines in der DDR, eines im Ostblock und eines in Ägypten. Und da war *William Vassall*, der in der Zentrale der britischen Seerüstung saß; die Sowjets erpreßten ihn, nachdem sie ihn in einer verfänglichen Situation fotografiert hatten, und er lieferte ihnen alle Rüstungsgeheimnisse, deren er habhaft werden konnte.

Die Gefahr von innen

Wenn man sich die Fälle vor Augen führt, dann ist man doch ganz froh, daß es westliche Nachrichtendienste gibt, die solche Verräter entlarven. Felfe ist ihnen übrigens keineswegs ebenbürtig gewesen. Er kannte keine Staatsgeheimnisse, die er hätte verraten können, und er steuerte auch keinen Spionagering in der DDR, dessen Mitglieder er hätte ausliefern können — er hatte nicht mit der DDR, sondern ausschließlich mit den Sowjets zu tun. Seine Aufgabe war es, zu verhindern, daß der sowjetische Geheimdienst die Bundesrepublik infiltrierte.

Seine Tätigkeit in der BND-Zentrale bot Felfe aber Gelegenheit, 15 000 Mikrofilmaufnahmen und rund 20 mit Informationen besprochene Minifonspulen an die Russen zu liefern. Material, das den Sowjets offenbar so wichtig war, daß sie ihm ihrerseits eine Menge Geheimmaterial zusteckten, mit dem er sich bei Gehlen lieb Kind machen konnte. Es heißt, sie seien dabei bis zum Verrat von Staatsgeheimnissen gegangen — allerdings nicht ihrer eigenen, sondern vorwiegend solcher der DDR. Sie scheuten sich auch nicht, einen keineswegs unbekannten Westdeutschen erst als Agenten anzuwerben und ihn dann durch Felfe „hochgelassen“ zu lassen. So konnte dieser sich eine exzellente Feder an den Hut stecken und dem BND sein Unentbehrlichkeit noch deutlicher vor Augen führen.

Es entbehrt im Grunde nicht der Komik: daß sich eine kilometerlange Mauer die Zentrale des Bundesnachrichtendienstes hermetisch von der Außenwelt ab, da patrouillieren Aufseher mit Sprechgerät und Polizeihunden auf dem Gelände, um jeden, dem es dennoch gelingen sollte, das komplizierte Ausweissystem und die Einteilung in Sicherheitskreise zu überwinden, sogleich festzunehmen, da werden alle erdenklichen Sicherungsmaßnahmen gegen die Feinde von außen getroffen — aber die eigenen, zum Feind gewordenen Freunde im Inneren können offenbar ziemlich ungestört sammeln, photokopieren und ihr Unwesen treiben. Gegen sie scheint kein Kraut gewachsen, auch wenn es vielerlei interne Überwachung gibt.

Geheimmaterial vorenthalten werden.

Ein englischer Fachmann erzählte, daß man rund 20 Leute brauche, um einen Spion in den eigenen Reihen lückenlos zu beschatten. Und selbst dann könne es ein oder zwei Jahre dauern, ehe man die Beweise gegen ihn in der Hand habe. Auch bei Felfe und seinem Außenmitarbeiter Clemens (der dritte Mann, Tiebel, gehörte ja nicht zum BND, sondern war als Kurier von den Sowjets angestellt und wurde erst entdeckt, als die beiden anderen entlarvt worden waren) — auch bei Felfe hat es lange gedauert. Nur die Beobachtung, daß Clemens, der im Rheinland lebte, jeden Sonnabend zwischen 11 und 13 Uhr zu Hause saß, zu einer Zeit also, in der die meisten Leute ausgehen oder einzukaufen pflegen, weckte den Verdacht, daß er vielleicht zu dieser Stunde Funkverkehr empfangt. Ein Verdacht, der, als er sich bewahrheitete, dann zur Verhaftung des Trios führte.

Gehlen's Nachrichtendienst ist natürlich die Zielscheibe der östlichen Spionage. Mit allen Mitteln versuchen die Kommunisten, seine Mitarbeiter „anzuzapfen“ oder wenigstens zu bespitzeln. Plötzlich findet einer zu Hause unter seinem Schrank im Wohnzimmer ein Mikrophon; der andere wird durch zufällige Bekanntschaften im Urlaub gefährdet. Und immer wieder entfesselt Ostberlin Kampagnen, um die Tätigkeit der Gehlen-Leute zu behindern. Der DDR-Geheimdienst — der SSD, der von General *Mielke* geleitet wird, welcher sich rühmt, 1931 auf dem Alexanderplatz in Berlin die beiden Polizeihauptleute *Anlauf* und *Lenk* erschossen zu haben — hat es nicht schwer: Will er im Raum Hanau in Hessen oder Gronau in Niedersachsen irgend jemanden oder irgend etwas bespitzeln lassen, so braucht er nur die Listen mit den Namen der dort in der Gegend wohnenden Kommunisten durchzugehen und sich einen Aktivisten herauszusuchen, wenn er keinen ausgebildeten Agenten schicken will. Das Ostberliner Ministerium für Staatssicherheitsdienst verfügt, so schätzt man, über 25 000 hauptamtliche Mitarbeiter (ohne Agenten und V-Männer). Die im Geheimdienst der Sowjetunion amtlich beschäftigten schätzt Cookridge in seinem Buch *Soviet Spy Net* auf 250 000.

Die Belastung der Mitarbeiter im Nachrichtendienst ist natürlich groß. In einem Jahr sollen beim BND mehr als ein Dutzend Leute mit Herzinfarkt zusammengebrochen sein. Auch die Mitarbeiter, die nicht Geheimnisträger sind, stehen doch dauernd unter einem gewissen Druck. Jeder muß Umschreibungen für seine Arbeitsstelle und seine Tätigkeit erfinden, kein Freund kann seine Freundin abends dort abholen. Auf dem Gelände in Pullach gibt es ein Krankenhaus, in dem alleinstehende Mitarbeiter Unterkunft finden können, die sonst in Krankheits-

Ausland, als Agent zu unterhalten und ihn dann in den Westen zu holen, als seine Situation prekär zu werden drohte.

Wenn es dem Laien unbegreiflich ist, wieso ein eigener Spion in der gegen fremde Eindringlinge so wohlgeordneten Zentrale viele Jahre lang wirken konnte, so mag dieses Staunen auf den Unverstand der Laien zurückzuführen sein. Nicht so leicht abzutun aber ist die Verwunderung darüber, daß jene beiden Spione im eigenen Haus ehemalige SS-Leute waren.

Ich weiß, da heißt es, die Leute aus der früheren Abwehr hätten sich damals beim Aufbau aus dem Nichts als erste angeboten. Sie hatten Erfahrungen, sie waren verfügbar, und die Amerikaner fragten nicht viel, woher die Leute kamen, sie wollten Sachverständige und Leute mit Kontakten. Und Kontakte hatten die SS-Leute, denn auch drüben gab es Männer ihrer Couleur in der gleichen Situation. So war beispielsweise der ehemalige Reichssicherheitshauptamtschef Müller lange Zeit Berater der Sowjets in Fragen der Spionage gegen die Bundesrepublik; und ein ehemaliger KZ-Kommandant war Führer sowjetischer Geheimdienstoperationen gegen die Bundesrepublik. Dennoch, oder gerade deshalb, erscheint das Argument mit den Kontakten eher belustigend; denn Hand in Hand mit dieser Kontaktmöglichkeit geht ja die Versuchung, auf beiden Schultern zu tragen. Es kommt mir so vor, als wollte jemand empfehlen, im Nachrichtendienst vor allem mit Homosexuellen zu arbeiten, weil es für sie so leicht sei, Kontakte auf der anderen Seite zu finden...

Nun muß man freilich feststellen, daß es sich bei den SS-Leuten des BND nicht um KZ-Kommandanten handelte, sondern um ehemalige Polizeibeamte, vor allem des Kriminaldienstes, von denen manche nur „in Rangangleichung“ einen SS-Dienstgrad erhalten hatten. Sie alle sind 1955 bei der Übernahme des Bundesnachrichtendienstes in deutsche Verfügungsgewalt vom Bundespersonalausschuß genau durchleuchtet worden; ihre politische Vergangenheit wurde nach den Unterlagen des *Document Centre* in Berlin überprüft. Übrigens werden die Beamten und Angestellten des Gehlen-Dienstes vom Bundeskanzleramt eingestellt und abberufen, nicht vom Chef der Organisation selbst.

Das eine Prozent

Der Staatssekretär im Bundeskanzleramt hat offiziell erklärt, weniger als ein Prozent aller Bediensteten des BND hätte einen SS/SD-Dienstgrad gehabt. Wenn die Zahl stimmt, die Interpress nannte, wenn es also etwa 4000 solcher Bediensteten gibt, dann wären unter ihnen 40 ehemalige Kriminalkommissare und Polizeibeamte mit SS-Rang. Man weiß nicht, ob man darüber verwundert und erschrocken sein soll, oder ob man vielleicht sogar feststellen müßte, daß der Prozentsatz ehemaliger Nazis in anderen Behörden noch sehr viel höher ist.

Neben dem Bundeskanzleramt, das die vorgesetzte Behörde des Bundesnachrichtendienstes ist, untersteht dieser noch zwei weiteren Kontrollinstanzen: dem Bundesrechnungshof, der jedes Jahr während mehrerer Monate die Ausgaben kontrolliert, und ferner zwei parlamentarischen Ausschüssen, nämlich dem Haushaltsausschuß und einem kleinen Ausschuß, in den die Fraktionen ihre besonderen Vertreter entsenden. Sie werden bei der Einstellung von höheren Beamten befragt und auch über die Auswertung und Lagebeurteilung des BND unterrichtet.



Erkennungszeichen

fallen der Pflege von zufälligen Mitbewohnern ausgesetzt wären. Auch das muß bedacht sein.

Die ganze Organisation zerfällt in zwei Bereiche: Beschaffung und Auswertung — wobei es sich nicht nur um militärisches, sondern auch um politisches, wirtschaftliches und wissenschaftliches Material handelt. Fachleute sagen, daß etwa sechzig Prozent des Anfalls militärische Informationen sind, was aber nichts über das Gewicht aussagt, weil jede Zahl, beispielsweise wieviel Züge auf einer bestimmten Strecke fahren, als Meldung gewertet wird; während unter Umständen eine einzige Information aus dem politischen oder wissenschaftlichen Bereich sehr viel größere Bedeutung hat.

Die Beschaffung spielt sich in der zweifelhaften Sphäre der Spione, Agenten und V-Männer ab. Die Auswertung, in der natürlich besonders qualifizierte Leute tätig sind, gleicht eher einem Institut mit Experten auf politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet. Dort wird mit wissenschaftlicher Akribie geordnet, mit elektronischen Geräten gerechnet, die einschlägige Literatur studiert und versucht, ein Bild des Rüstungsstandes, der wirtschaftlichen Kapazität, der militärischen Vorbereitungen und innerpolitischen Spannungen anderer Länder zu gewinnen.

Der Bundesnachrichtendienst ist wie ein Geschäftsunternehmen aufgebaut. Die Zentrale ist sozusagen die Generaldirektion, der die Generalvertretungen, Bezirksdirektionen und Filialen unterstehen, die zum Zweck der Nachrichtenbeschaffung gegründet und als geschäftliche Firmen getarnt wurden.

Reinhard Gehlen, der 1945 in amerikanische Gefangenschaft geriet, hatte vorausschauend das gesamte Archiv seiner Abteilung „Fremde Heere Ost“ mit allen Unterlagen über die sowjetischen Streitkräfte photokopiert und in den bayerischen Alpen auslagern lassen. Mit diesem Kapital von fünfzig Stahlkoffern war er für die Amerikaner ein höchst begehrteter Mitarbeiter.

Gehlen verkaufte sich nicht billig. Er stellte die Bedingung, mit einem festen Jahresgehalt und einem ausschließlich unter seiner Leitung stehenden Team für die Amerikaner zu arbeiten, wobei er die ausdrückliche Zusicherung verlangte, kein Angehöriger des Stabes dürfe gegen deutsche Interessen eingesetzt werden, und er müsse als Treuhänder der entsprechenden Interessen eines späteren deutschen Staates angesehen werden. Seinen Schatz holte er erst aus dem Versteck, als mit den Amerikanern das von ihm vorgeschlagene *Gentlemen's Agreement* abgeschlossen war.

So entstand 1946 die „Organisation Gehlen“, die dann 1955 vom Bund übernommen und als BND dem Bundeskanzleramt unterstellt wurde. Außer dem Kanzleramt untersteht der BND noch zwei weiteren Kontrollinstanzen: dem Bundesrechnungshof, der jedes Jahr eingehend die Ausgaben kontrolliert, und ferner zwei parlamentarischen Ausschüssen, nämlich dem Haushaltsausschuß und einem kleinen, interfraktionellen Gremium.

Und so kam es auch, daß anfangs eine verhältnismäßig hohe Anzahl von alten Nazis in der Organisation mitarbeitete — Leute, die wegen ihrer Kenntnisse und Verbindungen zunächst unentbehrlich waren (was vor allem für die ehemaligen Kriminalbeamten galt) und die nur langsam — oft meinte man, viel zu langsam — und nur unter erheblichem Druck der Öffentlichkeit ausgesiebt wurden oder allmählich herausalterten. Ein Umstand, unter dem Gehlen selbst wahrscheinlich am meisten gelitten hat, denn seine politische Gesinnung war immer absolut untadelig.

Erfolge und Pannen

„Was war wohl Ihr größter Erfolg?“ fragte ich „den Doktor“, wie er unter seinen Mitarbeitern genannt wird.

„Darauf kann ich nicht sprechen. Nur ein einziger in der Bundesrepublik weiß davon.“

„Und Ihre größte Panne?“

„Der Fall Feltie. Das Publikum glaubt zwar, es habe noch mehr dahinter gesteckt, als wirklich der Fall war, aber es war eine schlimme Panne. Übrigens bekamen wir damals von einem befreundeten Nachrichtendienst ein Telegramm: „Wir gratulieren, wir haben unseren Feltie noch nicht gefunden.““

Hat nun eigentlich der BND bei den politischen Überraschungen, die wir während der letzten Jahre miterlebt haben, rechtzeitig gewarnt? Oder hat er — beispielsweise vom Bau der Mauer 1961 — ebenso wenig gewußt wie wir



Aufnahme: Archiv, Klaus Barisch
Nach dem 2. Weltkrieg einmal von
Photoreportern erwischt: 1957 in Hannover

Normalbürger? Ich habe vor Jahren einmal einige Berichte des Gehlenschen Geheimdienstes aus dem Jahre 1961 zu Gesicht bekommen und kann nur sagen, ich wundere mich über das offizielle Bonn, das am 13. August aus allen Wolken fiel. Das wäre wirklich nicht nötig gewesen, wenn es jene Berichte gelesen hätte. Allerdings scheint es oft gar nicht so sehr daran zu liegen, daß die Politiker nicht lesen, sondern mehr daran, daß sie das, was sie lesen, nicht wahrhaben wollen. Hitler, dem Gehlens Lageberichte nicht paßten, nannte ihn 1944 einen Idioten, den man in die Irrenanstalt sperren sollte. Solche Reaktionen freilich waren ihm vorbehalten. Aber auch andere sind geneigt, das, was sie nicht hören wollen, für Falschmeldungen zu halten.

Damals, im Jahr 1961, meldete der BND vom Januar an, daß eine Isolierung Westberlins bevorstehe und sich offenbar eine Zernierung vorbereite. Im Juli wurden die Warnungen dringlicher — es hieß, die Sperrung der Sektorengrenze stünde bevor. Am 1. August wurde gemeldet, es müsse mit Unterbrechung des S-Bahn- und des U-Bahn-Verkehrs gerechnet werden. Dennoch fiel das offizielle Bonn am 13. August aus allen Wolken. Übrigens heißt es in Washington, daß die Aufklärung des BND vor dem Israel-Krieg im Nahen Osten besser war als ihre eigene und ihnen darum ganz unentbehrlich gewesen sei.

Reinhard Gehlen ist unter den westlichen Geheimdienstchefs derjenige, der bei weitem am längsten im Amt gewesen ist. Er hat sich als glänzender Organisator und ungewöhnlich begabter Analytiker ausgewiesen. Für die moderne Entwicklung mag ihn sein Interesse für Technik und neue Waffen besonders prädestiniert haben. Wer ihn kennt, ist vor allem über eines überrascht: daß ein Mann, dessen Metier es mit sich brachte, daß er seit Jahrzehnten den Osten als den potentiellen Gegner betrachten mußte, sich so freigekauft hat von antikomunistischen Komplexen.

Was jemand, der bis zu seinem sechundsechzigsten Lebensjahr kein Privatleben hatte, nun eigentlich tun wird? Er will sich endlich mehr seiner Familie — Ehefrau, ein Sohn und drei Töchter — widmen und seine drei Hobbys pflegen: Medizinstudium, Segeln und lateinische Dichtung.

Ein Frühling wie in Griechenland... Andreas Papandreu, auf der Terrasse eines Godesberger Hotels sitzend, den Drachenfels als römische Variante der Akropolis im Rücken, konnte an diesem heißesten April-Wochenende des Jahrhunderts nicht wissen, daß seine griechischen Landsleute zu Hause die Heizung anstellen wollten. Es war der 21. April, das Osterfest der Orthodoxen und der Jahrestag der Machtübernahme.

Der fünfzigjährige Exil-Politiker, der ein Englisch spricht, als sei er in Boston und nicht in Chios geboren, erzählt von der Putsch-Nacht mit der Distanz eines Berichterstatters, der nicht ein eigenes, sondern ein fremdes Schicksal zu schildern hat: Wie er am Abend des 20. April den Staatsstreich der Militärs in einer Rede vorhergesagt habe; wie in den ersten Stunden des 21. April Panzersoldaten in sein Haus eingedrungen seien; wie er über eine intakte Telefonleitung ein letztes Gespräch mit seinem Vater Georg Papandreu führen konnte; wie er sich auf dem Dach seines Hauses versteckte; wie die Eindringlinge seinem ältesten Sohn mit Erschießen drohten, wenn er nicht das Versteck des Vaters preisgäbe; wie er unter dieser tödlichen Erpressung von dem vier Meter hohen Dach heruntergesprungen sei; wie er sich bei diesem Sprung in die Unfreiheit eine schwere Knieverletzung zugezogen habe; wie er dann eine Odyssee von acht Monaten durch Gefängnisse antreten mußte, vorwiegend in Einzelhaft; wie er nun als Sprecher der Zentrumsunion wirkt, deren Führer sein Vater ist, und als Präsident der Panhellenischen Befreiungsbewegung.

Dieser Bewegung fehlt es nicht an Zielen und ihrem Präsidenten nicht an Worten, sie zu erklären, wenngleich das Hauptziel der umständlichen Erklärung nicht bedarf: Diese Bewegung möchte in Griechenland und im Ausland die Bestrebungen zur Befreiung des griechischen Volkes koordinieren.

Papandreu möchte den Eindruck des leichtfertigen Optimisten oder gar des geschwätzigen Illusionisten vermeiden. Deshalb bemüht er sich, bei der Abwägung von Wünschbarem, Denkbarem und Erreichbarem um die Sachlichkeit eines Strategen, der die Kräfteverteilung bei Freund und Feind realistisch einzuschätzen weiß.

„Worin sehen Sie den Hauptfeind des griechischen Volkes?“

„In der Schnellebigkeit der Zeit und in der Vergesslichkeit der Menschen.“

„Und worin sehen Sie den Hauptfeind Ihrer Sache?“

„In der Bereitschaft vieler Menschen, mancher Völker und einiger Einrichtungen, zur Isolierung der Junta beizutragen.“

„Isolierung“ — das ist das Schlüsselwort, das in der Erläuterung seiner Pläne immer wiederkehrt. Isolierung im Politischen, Militärischen, Ökonomischen und Moralischen werde die Macht haben in Athen zum Rückzug zwingen. Das Regime, das sich als stark aufspiele, sei in Wirklichkeit schwach. Wenn die Welt, der es ernst sei mit der Freiheit, die Diktatoren in Athen weder militärisch noch wirtschaftlich unterstütze, könnte in kurzer Zeit das Ende der Zwangsherrschaft herbeigeführt werden.

Was die Reduzierung militärischer und wirtschaftlicher Hilfeleistungen angeht, so haben jüngste amerikanische Versprechungen und Bonner Beschlüsse ihn ermutigt. Die moralische Disposition zur Befreiung seines Landes sei bei den Völkern der freien Welt ohnehin größer als Bereitschaft oder Fähigkeit mancher Politiker, aus richtigen Erkenntnissen die richtigen Entschlüsse abzuleiten.

In diesem Zusammenhang spricht der Exil-Hellene über die NATO teils mit Bitternis, teils mit Zuversicht: Sie habe das, was sich in seinem Lande vor einem Jahr ereignet habe, nicht verhindern können oder... wollten; dem Verteidigungsbündnis sei aber kaum mit einem Partner gedient, der seine besten Offiziere zu Tausenden entlassen habe und sich auf die Loyalität der Streitkräfte nicht verlassen könne.

„Die wirtschaftliche Isolierung, die Sie sich wünschen, würde dem Volk in Griechenland sicherlich mancherlei Beschwerden bringen.“

„Ja, aber unser Volk nimmt vorübergehende Schwierigkeiten gern in Kauf als Preis für die Rückkehr zur Freiheit.“

„Ökonomische und moralische Unterstützung zugleich bringt Ihrem Lande der Tourismus. Sollen Bürger der freien Welt Ihr Land im Augenblick besuchen?“

Auf diese doppelte Gewissensfrage, auf das Gewissen der Griechen und der Nicht-Griechen zielend, gibt Andreas Papandreu eine eindeutige Antwort: „So willkommen uns Touristen aus aller Welt sind, so sehr würde im Augenblicke jeder Tourist dazu beitragen, die Lebensdauer eines tyrannischen Regimes zu verlängern, unter wirtschaftlichen und unter psychologischen Aspekten. Als ich im vorigen Sommer, durch einen Spalt im vergitterten Fenster meiner Gefängniszelle blickend, die Touristen durch die Straßen Athens flanieren sah, erfüllte mich dieses Bild mit großer Melancholie, weil mir klar war, daß diese Menschen aus der Freiheit kamen, in die Freiheit zurückkehrten und die Unfreiheit bei uns — unfreiwillig — stabilisieren halfen.“

Von General Wessel, der am 1. Mai Chef des Bundesnachrichtendienstes (BND) wird, also Chef des Auslandsnachrichtendienstes der Bundesrepublik, den Reinhard Gehlen aufgebaut hat, gibt es viele Photos, und viele Menschen — Inländer und Ausländer, Soldaten und Zivilisten — kennen ihn. Seine letzte Station war Washington, wo er 1965 den heutigen Inspekteur der Luftwaffe, Steinhoff, ablöste.

Ganz anders verhält es sich mit seinem Vorgänger, der am 30. April in den Ruhestand tritt: General Gehlen ist unbestritten der Mann mit dem höchsten Geheimniskoeffizienten in der Bundesrepublik. Nur ein paar Dutzend Leute des öffentlichen Lebens kennen ihn persönlich. Nie hat er erlaubt, daß Photos von ihm gemacht wurden, und nur ein einziges Mal erwischte ihn ein Photoreporter, im Jahre 1957 in Hannover. Das war eine Panne, die den zuständigen Abschirmern einen kräftigen Rüffel eintrug, obgleich an Hand dieses Bildes, das ihn mit dunkler Brille und ins Gesicht gezogenem Hut zeigt, kaum jemand den Chef des BND identifizieren konnte.

In allen Archiven der Welt gibt es außer diesem nur noch ein Bild. Es ist vierundzwanzig Jahre alt und zeigt ihn im Jahre 1944 im Kreis einer Gruppe von Offizieren. Der Mann, ohne Gesicht, so wird er häufig genannt. Aber das Image des Mannes, dessen Gesicht fast niemand kennt, ist viel ausgeprägter als das Image einiger derjenigen, die man immer wieder im Fernsehen oder in den Illustrierten bewundern kann (das nebenstehende Photo wurde noch nie veröffentlicht).

„Wie machen Sie es nur“, fragte ich Gehlen, „daß Sie den Bildjägern immer wieder entgehen, die doch sicher ihren Ehrgeiz dareinsetzen, Sie aufzuspüren? Schließlich kennt man doch Ihren Wohnort außerhalb Münchens genauso gut wie Ihre Arbeitsstätte in Pullach.“

Der Chef des Geheimdienstes berichtet zu diesem Thema eine höchst belustigende Geschichte. Vor Jahren hatte er ein paar mal einen Studentengang mitgenommen, der gelegentlich am Ortsausgang stand und durch Gesten kundtat, daß er nach München mitgenommen werden wollte; wie sich herausstellte, studierte er Medizin und Beschäftigte sich nebenher mit Photographieren.

Eines Tages sah einer von Gehlens Mitarbeitern, der im gleichen Ort wohnt, denselben jungen Mann am Ortsausgang stehen und nahm ihn mit in die Stadt. Unterwegs erzählte dieser, er sei Medizinstudent und mache gelegentlich Photoreportagen für eine Illustrierte — ich glaube, es war *Quick*. „Was war denn die letzte Reportage, die Sie gemacht haben?“, fragte ihn der Geheimdienstler. Antwort: „Die letzte, die ich schiefgegangen. Ich sollte Gehlen photographieren, aber das ist nicht geglückt, obgleich ich eine ganze Nacht neben seinem Haus auf dem Baum gesessen habe.“

Selbst von den bei ihm Beschäftigten kennen nur die wenigsten Gehlen persönlich. „Eines Tages“, so erzählt er, „stieg ich in Würzburg in einen D-Zug. In dem Abteil saßen drei Leute. Ein einzelner mir in der Ecke gegenüber, die beiden anderen — offenbar Journalisten — saßen am Fenster und unterhielten sich darüber, daß es doch eigentlich möglich sein müsse, dem Gehlen mal irgendwo zu begegnen, schließlich werde ja wohl auch er gelegentlich mit der Bahn oder dem Flugzeug reisen. Daraufhin zog ich es vor, auf der nächsten Station in ein anderes Abteil umzusiedeln. Zwei Tage später landete, kuriositätshalber, auf meinem Schreibtisch eine Meldung, die alle Einzelheiten jener Konversation schilderte.“ Der dritte Mitreisende war nämlich ein Herr des BND gewesen, der seinen Chef nicht von Angesicht kannte.

„Schutz? Der beste Schutz ist Tarnung — und die beste Tarnung ist Unauffälligkeit.“ In der Tat, man kann sich kaum jemand Unauffälligeren denken als Reinhard Gehlen, in dem man alles andere eher vermuten würde als einen General. Ich bin überzeugt, daß an der Bushaltestelle oder auch am Briefschalter in der Post sich jeder an dem bescheidenen Mann vorbeidrängeln könnte, ohne daß dieser sich beschweren oder auch nur ein lautes Wort sagen würde. Fast schüchtern wirkt er, aber gar nicht verkrampft, sondern vollständig gelöst und vor allem nachdenklich, auch diplomatisch, dabei von einer Distanzierung, die vielleicht sogar gelegentlich in Isolierung umzuschlagen vermag. Sicherlich ist er empfindlich, aber auch empfindsam.

Sein Äußeres: Kurz geschorener, blonder Schnurrbart, graue Schläfen, hohe Stirn, die in eine Glatze übergeht. Noch immer ist er schlank, nur wenig vom Alter gezeichnet. Man könnte ihn sich gut in einem Labor vorstellen oder im weißen Kittel eines Chirurgen.

Ganz zweifellos stellen die meisten Menschen sich unter dem Spionagechef einen ganz anderen Typ vor: Hernisch, entschlossene Bewegungen, blitzschnell jede Situation überprüfend; geheimnisumwittert, nie allein auftretend; im vielhundertpfündigen Mercedes durch die Gegend brausend — eben weil er so anders ist, bleibt Gehlen unbehelligt. „Im Privatleben fahre ich einen VW“, sagt er, „weil der weniger Benzin braucht.“

Im Dienst freilich benutzt er einen Mercedes, der immer wieder die Nummernschilder wechselt, und der kugelsicheres Glas hat — was Gehlen übrigens 1953 das Leben rettete, als ein Geschloß, das ihm galt, an der Scheibe abprallte. „Andere Attentate?“

„Ja, einmal ist ein Herr... aber nein, den Fall sollte man nicht erwähnen, weil die sonst wissen, daß wir wissen.“

„Das Magazin *Time* schrieb neulich, die Sowjetunion habe 225 000 Dollar auf Ihren Kopf gesetzt. Stimmt das?“

„Damals, 1953, nach dem Fall Geyer (ein Agent in der DDR, der dort umgedreht wurde), soll das wohl der Fall gewesen sein — ob ich ihnen das heute noch wert bin, ist mir zweifelhaft.“

„Sie sind doch auch als „a. D.“ eine Fundgrube der Information und mehr Wert als ein Tresor voller Geheimakten. Darum werden Sie ja wohl auch im Ruhestand die gleichen Vorsichtsmaßnahmen beibehalten müssen als bisher, und die Mitwelt wird auch weiterhin auf ein neues Photo verzichten müssen?“

„Ja, das ist richtig.“

Die Vorsichtsmaßnahmen sind so, daß für ein normales Privatleben kaum Spielraum bleibt: Reisen — auch Urlaubsreisen — immer unter anderem Namen. Privater Verkehr — außerhalb des engsten Mitarbeiterkreises — nicht möglich. Sein Grundstück und alle Zufahrtswege müssen immer wieder routinemäßig überwacht und untersucht werden. Und schließlich: Mehr Verantwortung als die meisten anderen Prominenten und noch weniger Zeit. Das Pensum an Aktenlesen — auch am Wochenende — ist für den Chef des BND wahrscheinlich größer als für die meisten Manager in Politik und Wirtschaft. Und das will etwas heißen.

Merkwürdig, so ein Leben, das ganz und gar um der Sache willen“, wie das in Preußen hieß, gelebt würde. Merkwürdig mindestens heute, wo doch die ersten Fragen für die meisten lauten: Was habe ich davon? Wieviel bringt mir das ein? Lohnt sich das? Macht man sich da nicht kaputt?

Für Gehlen ist das Leben immer so gewesen. Mit zwanzig Jahren hatte der Sohn des Verlagsdirektors im Ferdinand-Hirt-Verlag sich entschlossen, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Er ging durch die harte Schule des Hunderttausendmann-Heeres: Eiserner Dienst, wenig Aufstiegschancen und kein bißchen Wohlstand. Dann Generalstab, Operationsabteilung bei Manstein, Adjutant beim Chef des Generalstabs Halder und schließlich 1942 die entscheidende Wende: der damalige Oberst Gehlen übernimmt die Leitung der Generalstabsabteilung *Fremde Heere Ost*. Damit oblag ihm zunächst die Auswertung der Feindlageberichte und schließlich auch deren Beschaffung. Zwei Jahre später war er Abwehrchef des östlichen Kriegsschauplatzes.

Stolz erfüllt den General, wenn er vom Hunderttausendmann-Heer spricht. Er glaubt, es habe nie mehr und es werde wahrscheinlich auch nie wieder eine so glänzend ausgebildete Truppe geben. Damals sei die Operationsabteilung mit nur neun Offizieren ausgekommen. Freund und Feind hätten im Krieg immer wieder darüber gestaunt, daß im deutschen Heer jeder Divisionsführung nur drei Generalstäbler zugeordnet waren — während im allgemeinen anderwärts die doppelte Anzahl üblich gewesen sei. Und als Zeichen der außergewöhnlichen *efficiency* führt er an, daß der Feldzug gegen Jugoslawien in einer einzigen Nacht ausgearbeitet worden ist.

Reinhard Gehlen hat drei Chefs des Generalstabs gedient: Halder, Zeissler und Guderian. Seine Aufgabe als Chef von „Fremde Heere Ost“ war es, jeden Abend eine Lagebeurteilung — eine halbe bis eine Seite — vorzulegen und alle vier Wochen einen zusammenfassenden, längeren Bericht über die militärische Entwicklung, den Heusinger dann an höchster Stelle vortrug.

Auf meinen Wunsch zeigte er mir die Meßtischblätter, auf denen damals nach seinen Ermittlungen die Feindbewegungen — also die mutmaßliche Richtung des Vorstoßes oder der Gegenaktion — eingezeichnet worden waren. Andere Karten, die jeweils vier Wochen später dann den tatsächlichen Verlauf der Aktionen verzeichneten, bewiesen, daß die vorausgesehene und die tatsächlich eingetretene Lage sich durch einen unwahrscheinlich hohen Grad der Übereinstimmung auszeichneten. Fachleute sagen, daß die Akkuratheit der Gehlenschen Aufklärung im Zweiten Weltkrieg ganz ungewöhnlich gewesen sei. Hitler hat er nur zwei- oder dreimal gesehen, als Heusinger ihn zu diesen Lagebesprechungen mitnahm.

„Wann war es für Sie denn klar, daß dieser Krieg verloren werden würde?“

„Im ersten Rußlandwinter 1941 vor Stalin-grad traf ich mit Henning von Tresckow zusammen, den ich gut kannte. Wir sprachen darüber, wie es weitergehen werde, und waren uns einig, daß der Rußlandfeldzug gewonnen werden könne, wenn er militärisch und politisch richtig geführt würde, daß es aber unter den obwaltenden Umständen schiefliegen werde. Auf die Frage, was also soll man tun, war uns ganz klar: Es geht nur ohne die Spitze. Über diese Erkenntnis aber waren wir beide so erschrocken, daß wir die Unterhaltung abbrachen, denn schließlich waren wir beide Offiziere, die unter Eid standen.“

Wenn man den Chef von Pullach in seinem kleinen, bemerkenswert bescheidenen Zimmer sitzen sieht: Schreibtisch, Geheimsafe, Sofa, drei Polsterstühle, ein Tischchen, darüber die Totenmaske Friedrichs des Großen und ein Photo des ehemaligen Abwehrchefs Admiral Canaris, verschiedene Koffer mit Akten, die wohl alle griffbereit ihren festen Platz haben, dann kommt einem der Verdacht, hier könnte vielleicht die Zeit stehengeblieben sein.

„Hat sich dieses Metier in Ihrer Lebenszeit eigentlich wesentlich verändert?“

„Ja und nein. Noch immer ist der V-Mann unentbehrlich, aber so, wie die Infanterie heute nicht mehr zu Fuß geht, sondern im Panzerspähwagen fährt oder mit dem Helikopter an den Brennpunkt gelassen wird, so haben sich auch bei uns die Mittel und Methoden stark verändert. Heute braucht man einen großen wissenschaftlichen Apparat, um das beschaffte Material auszuwerten.“

„Ohne Computer kann man also nicht auskommen?“

„Nein, man muß sie haben. Man muß den Weg in die Technik und mit der Technik gehen — aber man muß es bewußt tun und sich klar darüber sein, wo die Grenzen liegen. Und man darf auch nicht der Vorstellung verfallen, man müsse unbedingt alles wissen. Wenn man mit allzu vielen Informationen überschwemmt wird, dann kann man sich schließlich zu nichts mehr entscheiden und bringt überhaupt keine Entscheidung mehr zustande.“

Zufall oder System

„Was für eine Rolle spielt eigentlich der Zufall beim Geheimdienst?“

„Eine sehr geringe. Es kommt eben im Grunde doch auf systematische Arbeit an: Man muß Schwerpunkte bilden und versuchen, die verschiedenen Mittel der Aufklärung miteinander in Einklang zu bringen. Und dann ist, wie gesagt, die wissenschaftliche Auswertung von entscheidender Bedeutung.“

„Muß die Spitze immer ein General sein? Könnte man sich nicht auch einen Wissenschaftler, eine Art Hermann Kahn, als Chef vorstellen?“

„Einer der beiden, entweder der Chef oder sein Vize, muß militärischer Fachmann sein, und der Zivile muß mindestens zehn Jahre Erfahrung haben.“

Die Zahlen, die über Gehlen, Abwehr und Spionageamt, enthaltenen Informationen, betragen 5000 Mitarbeiter und 100 Millionen Mark Etat. Von den 5000 Mitarbeitern sind offenbar etwa fünfzehn Prozent Beamte und rund zehn Prozent Soldaten. Ungefähr fünf Prozent Mitglieder des Dienstes sind Akademiker, zum Teil Leute hoher Qualität.